

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 40 (1936-1937)
Heft: 17

Artikel: Die Weltstadt : Eindrücke von London
Autor: M.Sch.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-669949>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

manchmal ein Mensch durch wundersam seine Fäden hindurch, die sich zwischen ihm und einem andern spinnen, versteht, was in dem andern vorgeht, so fühlte sie das Fremde, weder klare noch Wahre, was in Huldreichs Wesen lag. Ein Gedanke durchzuckte sie. Der halb irrsinnige Ausdruck vorhin in seinen Augen und jetzt diese gesetzte, fast kühle Art — war er nicht im Grunde ein sonderbarer Mensch, den sie nicht begriff, den sie — in diesem Augenblick hatte sie den Eindruck — nie so recht begriffen hatte! Und jetzt —

Ihr Herz wurde plötzlich leichter. Etwas lang und schwer Gefürchtetes lag auf einmal hinter ihr. Die Unterredung war zu Ende! Sie war frei! Er, Huldreich, sagte es: sie möge gehen! Es war ihr, als fielen auch in ihr selber schwere Ketten ab. Und schon sah sie die hohe, weltmännische Erscheinung Hans Sidlers, des Städters, wie er mit gleichgültiger Sicherheit daherkam. Ein Gefühl wie ein frohes Lachen war in ihrem Herzen. Es fiel ihr etwas ein, das Sidler ihr einmal angeboten, etwas, was sie freute. Jetzt konnte sie es annehmen, durfte ohne Beklemmung daran denken.

Sie trat von Rot zurück. Ihre Hand lag noch in der seinen.

„Ade,“ sagte sie still.

Die Stimmung schwerer Trauer, die über ihrem Zusammentreffen gelegen hatte, wich nicht ganz. Über ihren beiden Gestalten, an denen im grellen Licht der zwei Lampen jede Linie scharf war, lag noch immer das Leid und eine stille Müdigkeit, aber die Worte, mit denen sie nun

auseinander gingen, klangen hastiger, fast flüchtig.

Meta nahm das Tuch vom Stuhl und legte es um. Dann grüßte sie noch einmal.

Huldreich machte zwei Schritte. Er erinnerte sich, daß er die Tür für sie öffnen sollte, aber als er sah, daß es schon beinahe zu spät war, hielt er inne und ließ sie gehen. Dabei sah er kaum, wie sie hinausging, so wild stürmten die Gedanken und Empfindungen auf ihn ein. Plötzlich hörte er ein Knacken. Meta hatte die Tür nicht ganz ins Schloß gezogen. Die Falle schnappte aus der Kraft ihrer eignen Feder mit einem spröden, brechenden Geräusch ein. Die Schritte der sich Entfernenden waren nicht hörbar. Dieses Knacken schloß ihr Fortgehen laut und scharf ab. Es war so plötzlich und so heftig, daß Huldreich zusammenfuhr, und dabei hatte er nicht die klare Erkenntnis, woher der plötzliche harte Ton rührte. Seine zerrissene Seele spann ein eignes Bild daran. Die Freundschaft, der Glaube, alles, was ihn mit den Menschen verband, war wie ein dünner Stab. Jetzt eben war er mitten entzweigebrochen.

Fieber schüttelte ihn. Er trat zum dunkeln Steinofen, der breit und zum alten Hause passend, in die Stube vorstand. Mühsam warf er ein paar große Klöße ins Feuer.

Als er hinwegtrat, wußte er nicht, was tun. Das Elend fraß in ihm. Wenn er hätte weinen, schreien können! Er konnte nicht, konnte nicht. Er ging zu einem Sessel, setzte sich und starre lange dumpf zu Boden.

(Fortsetzung folgt.)

Stimme in der Nacht.

„An meinem Herzen wirst du Heil und Ruhe finden,
Wird erst dein irrer Weg in meine Wege münden.“

Und lieblich tröstend klang die Stimme fort und fort,

Als käme mir aus Gottes Tiefen — Gottes Wort. Rudolf Beckerle.

Die Weltstadt.

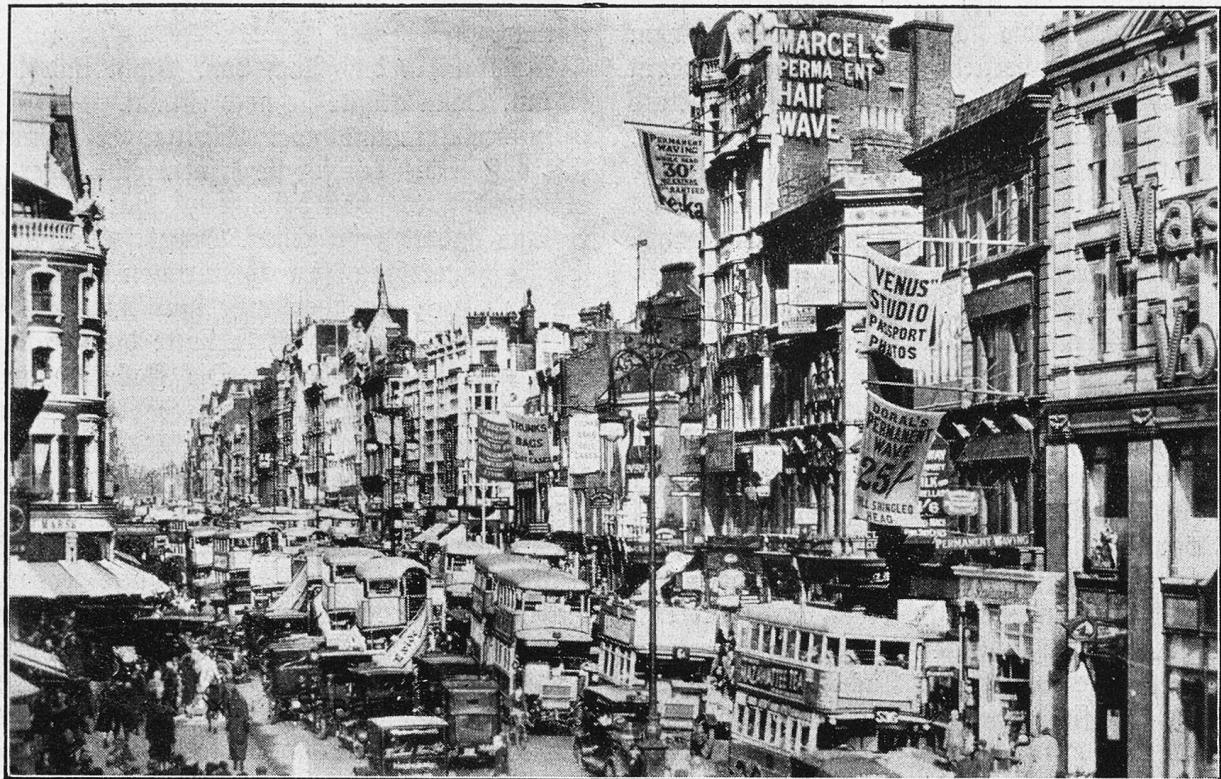
Eindrücke von London.

Ich möchte sagen: London ist die Stadt, die keine Reklame braucht.

Jeder Ort hat seine eigenartigen Reize, seine Anziehungspunkte für den Fremden. Von der größten Millionenstadt kann man das kaum sagen, es sei denn seine Wichtigkeit als Handelsstadt oder die mächtige Ausdehnung gemeint — oder vielleicht der sprichwörtliche Nebel?

Mein erster Eindruck war weder sonderbar noch fremd. Aber Eindrücke sind noch keine Erlebnisse und Kenntnisse, und ich glaube heute mit vielen andern, daß man sich diese Stadt eigentlich nicht in einem Monat ansehen kann — auch nicht in einem Jahre — daß man überhaupt nur etwas davon sehen oder erleben kann.

Bei meiner Ankunft über dem Ärmelmeer er-



Die Oxfordstraße in London.

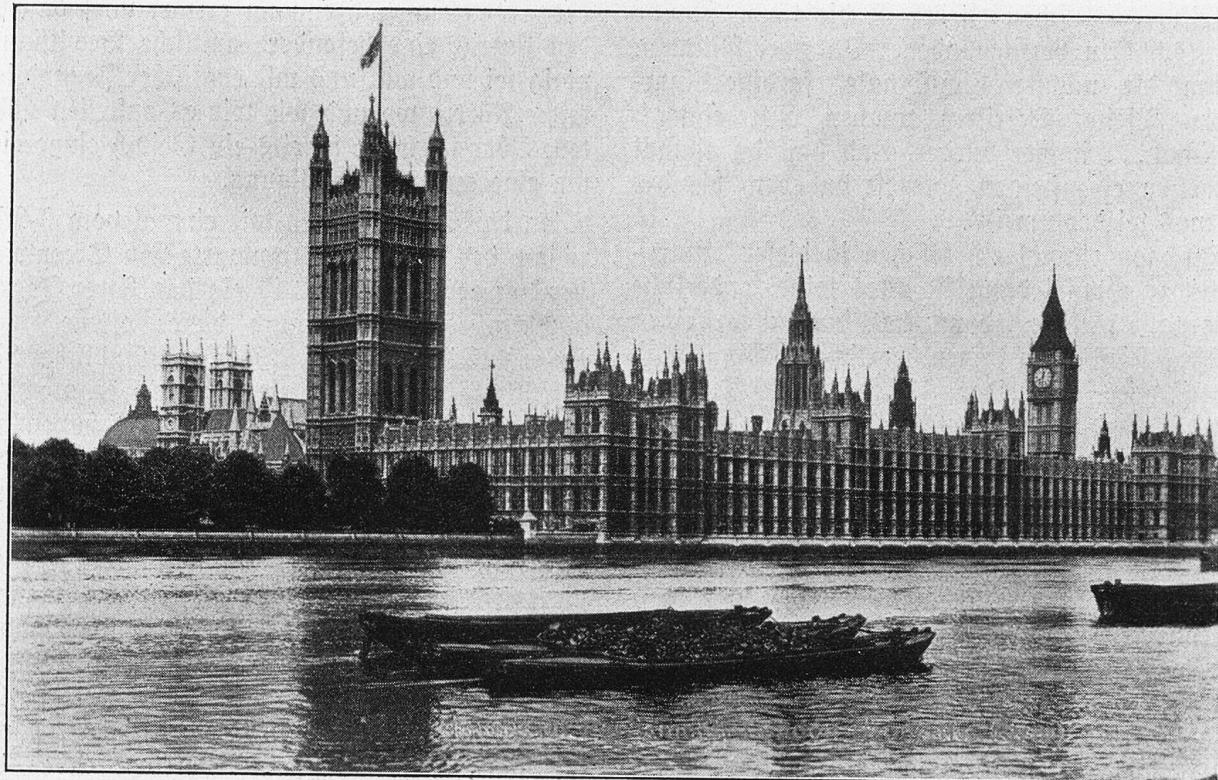
lebte ich erst keine weitere Überraschung, als — die zweistöckigen Autobusse, die uns von der Victoria-Station zum Hotel führten. Kein Wolkenkratzer — und vor allem eine fast unheimliche Ruhe im öffentlichen Verkehr —, dienstfertige, aber wortkarge Leute... eben Engländer.

Aber als es wieder Tag wurde — als wir unsere meilenweiten Spaziergänge ins Stadtinnere: in die City unternahmen, da mußten wir feststellen, daß hier ein Riesenverkehr bewältigt wird. Wie rasch, genau und sicher das alles geht — so ruhig, so bestimmt, daß man als passiver Zuschauer fast ein wenig — unruhig wird. Stundenlang sitzen wir abwechselungsweise auf den kleinen Aussichtsterrassen der „Bus“, oder überqueren markierte Straßenkreuzungen und Hauptplätze. Dann aber sind wir schrecklich müde. Wir bewundern die regelmäßige Geschwindigkeit, mit der wir bei knapper Straßenbenützung durch den ganzen Verkehrskram der Hauptstraßen und -plätze rattern — aber wir sind immer wieder in der „City“, in den Kernstraßen des innern Londons.

Da ragt auf einmal über alle andern Bauten von mäßiger Höhe eine prächtige Kirchenkuppel: das ist die St. Pauls-Kathedrale, die drittgrößte Kirche der Welt. Dann wieder Geschäftshäuser

— und wieder Geschäftshäuser in langen Fronten mit ihren Reklamen. Und jetzt die berühmte Westminster Abtei — in deren Nähe die Houses of Parliament (Parlamentsgebäude), eine eindrucksvolle Silhouette am Themsestrand. Ja, ja, einen ordentlichen Plan muß man sich da ausarbeiten, um diese Siedlungsfläche der Großstadt von zirka 30 Kilometer Durchmesser ein wenig sinnvoll durchmessen zu können.

Karten, Führer und Fotosammlungen, welche Straßenverkäufer an jeder wichtigen Ecke bereithalten, erleichtern — oder verwirren? — die Arbeit ein wenig. Divide et impera! — teile und herrsche! So heißt es hier wie im römischen Kaiserreich. Morgen kommt ein bestimmter Stadtteil, nein: ein bestimmtes Haus, ein Platz, ein Garten an die Reihe... Da lockt der stundenweite Hyde Park — der bewachte Königspalast mit seinem täglichen Gardeauzug wie einst „bei uns“ auf dem Kontinent in Paris, in Wien, in Berlin. Nicht vergessen dürfen wir den berühmten Londoner Zoo — das einzigartige britische Museum — die Museen in Süd-Kensington und... und... Kopfschmerzen muß man da kriegen, wenn man nicht vorher gescheit — bescheiden wird. Und wenn du gerade das „Glück“ hast, im Winter, über die Weihnachtstage hier zu



Das Parlamentsgebäude in London.

weilen, so kannst du auch leicht ernstlich krank werden. Drei Tage lag ich im Bett und glaubte in der sonderbar schmutzigen Rauchluft ersticken zu müssen. Jetzt erst entdeckte ich, warum mir am ersten Abend das erstklassige Hotel einen so drittklassigen, unsauberen Eindruck machte.

War nicht jeder Gegenstand, den man anrührte, irgendwie schmutzig? Jene Fensterrahmen: waren die wohl einmal weiß? Gab es überhaupt etwas wirklich Weißes hier? Und die Hände? Hatte man die nicht vor einer halben Stunde in Seifenspülwasser gewaschen? Tat ich den Autobusführern Unrecht, als ich sie mit Kohlenarbeitern verwechselte, weil sie alle schwarze, wirklich schwarze Hände hatten? Und war das wirklich das billigste Hotel Londons, weil ich auf dem Tellerrand mit dem Finger meinen Namen schreiben konnte? Und die Luft: aha, war das der Londoner Nebel?! Allerdings: sauber war sie sicher nicht — aber ich sah doch recht gut über die Straße und noch ein wenig weiter bis zur zweiten. Dann verließen allerdings Schaufenster und Buchstaben in eine Art Tagdämmerung. Aber diese Zimmerluft war ja wirklich nicht auszuhalten. Und im Parterre, im Salon nicht besser, Fenster auf! Sonderbar: dieselbe gasartige Schärfe in der Nase, im Rachen. Bin ich wirklich so krank? ...

Der Hotelkellner beruhigte mich. Zufällig war der einmal auf dem Kontinent.

„Wer das Londoner Klima verträgt, der verträgt die ganze Erde,“ erklärte er. Da war ich natürlich wieder ordentlich stolz — nach meiner Genesung. Aber eine sonderbare Influenza war das: ich werde sie mein ganzes Leben lang nie vergessen. Mein Freund lag kurz darauf zehn Tage im Bett ... Dann gings wieder los. Jetzt waren wir gleichsam immun. Die Nase gewöhnte sich langsam an die „schärfere Luft“ und das Auge an den sonnenlosen Himmel (die Sonne sah immer aus wie der Mond mit einem großen Hof). Wir sparten nun Zeit und Geld — wie die Engländer. Wir fuhren nur noch selten Bus. Die Underground ist viel rascher und verhältnismäßig billiger — trotzdem man in diesen Maulwurfslöchern drin nichts sieht. Ein komischer, schwüler Luftzug, der an das eben überstandene Fieber erinnert, weht uns aus den vielen Gängen entgegen: warm wie im Hochsommer — kalt wie im Winter. Und drunten auf den Perrons sausen sie nur so heran — ganz nah — stoppen unmerklich leise ab — wie von unsichtbarer Geisterhand geöffnet, bewegen sich automatisch alle Türen — wie verschleierte Schatten huschen die Gestalten heraus — hinein — unmerklich leise knurrt, surrt,

schleift es — schon wieder ist die lange Raupe im Loch drin verschwunden. In zwei Minuten kommt die nächste. Lichtsignale, farbige Nummern, Pfeile, Schriften tauchen auf: einmal, zweimal . . . immer wieder. Und hast du einmal vergessen einzusteigen, wartest du eben, bis der Turnus wieder um ist . . .

Ist man einmal ein bißchen in dieser „Unterwelt“ zu Hause, dann ist alles keine sonderliche Phantasie mehr . . . dann hat das alles seinen selbstverständlichen unentbehrlichen Sinn und Zweck, wie die beiden Zeiger deiner Taschenuhr . . . und es bereitet dann ein interessantes Vergnügen, all das Treiben um diese technische Einrichtung zu verfolgen und . . . mitzumachen.

Jene allerdings, die da so unheimlich ruhig für sich oder ihre Zeitung in den weichen Polstern sitzen — die spüren wohl nicht mehr viel vom Reiz der Neuheit: Tag für Tag fahren sie ihre Route, mit der gleichen Langweile vielleicht, wie ihr Schweizerbuben euren Schulweg antretet. Ja, so ist das Leben. Und das andere ist immer schöner als das eigene, weil es uns noch fremd, voller Reize erscheint.

Einmal wird auch dieses „Untergründeln“ zu bunt oder zu langweilig. Ein Schritt auf die fahrende Treppe. Am Ausgang wird das Billett abgegeben. Hast du nicht auf die richtige Entfernung gelöst — oder bist du umgekehrt nicht in der richtigen Entfernung von der Ausgangsstation ausgestiegen, so mußt du eben den Fehlbetrag daraufzahlen — oder dann zurückfahren: das kostet nichts. Aber du darfst nicht aus dem nächtlichen Gefängnis heraus, bis deine Karte mit dem Entfernungstarif übereinstimmt . . . Woztausend: bei unserer S.B.B. wäre das ein herrliches Vergnügen, eine famose Einrichtung! Für ein paar Rappen: Die „Schweiz vom Essenbahnwagen aus“! So aussichtsreich aber ist die „Untergrund“ nicht.

Ein schönes Tagesprogramm ergab der Besuch des Tower und der Tower-Bridge. Dieses historische Gefängnis ist reich an inneren Schätzen und Gehenswürdigkeiten: eine Art Kriegsmuseum des englischen Reiches. In seiner äußern Bauart ist es eine prachtvolle Festung mit gewaltigen Größenverhältnissen. Über den nahen Themsestrom — der den breiten Festungsgraben einst mit Wasser speisen mußte — spannt sich die berühmte Tower-Bridge, die täglich einmal aufgezogen wird, um die Handelsschiffe durchzulassen. Stromwärts erstrecken sich die ausgedehnten Warenlager der Meerfrachten aus allen Ländern

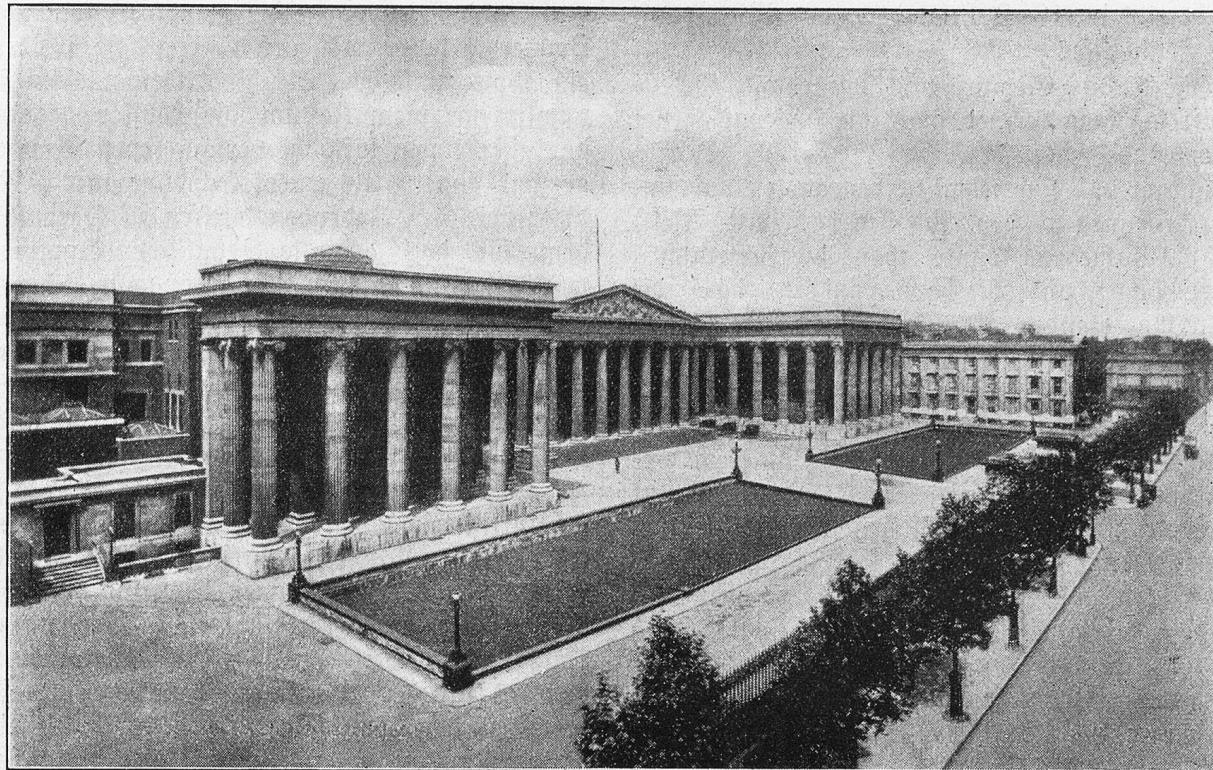
der Erde. Ein Polizeimann erklärt uns, daß für den Zutritt eine besondere amtliche Bewilligung nötig sei und will uns mit englischer Freundlichkeit erklären, wo und wie wir es anstellen müßten. Aber ich hatte bereits ein Gesuch eingereicht um eine andere Bewilligung.

In der Schule hörten wir einmal vom 0-Meridian, der durch die Sternwarte von Greenwich-London geht. Auch das ist ein dankbarer Tagesausflug. Zwar lag auch dieser offene Hügel außerhalb der Stadt in trüber unfreundlicher Nebelhülle — und den Sternenhimmel konnten wir erst recht nicht studieren. Überhaupt haben wir während unseres ganzen Aufenthaltes in London die Sonne stets nur als einen undeutlichen Lampenschimmer gesehen. Niederdrückend wirkt dieser graue bis schwefelgelbe, undurchsichtige Himmel mit der Zeit, wenn man an liebliche Sonnenstrahlen gewohnt ist. Aber eben, die Gewohnheit beherrscht unser Leben derart, daß der Einwohner kaum mehr darunter leidet. Gelegentlich taucht ein Reitertrüpplein aus dem Dunst: Sonntagsreiter, auch am Werktag. Aber der Sonntag, der ist dann hier wirklich ein Feiertag, wie man ihn kaum ruhiger denken kann. Der Verkehr ist aufs Allernötigste eingeschränkt. Theater, sogar Restaurants und Hotels sind geschlossen. Samstags 13 Uhr war Geschäftsschluß: nun ist das Sechstagerennen abgeschlossen — und seine Renner sind vielleicht im Weekend, in Brighton am Meer — oder sie feiern daheim wirklich Sonntag. Bei uns ist das gerade umgekehrt. Wie erstaunt ist man daher, wenn man am Sonntagnachmittag in die Stadt fährt, um — Zerstreuung zu suchen!

Er hat etwas Anziehendes, der englische Charakter — trotz, oder vielleicht gerade wegen seiner vornehmen Bescheidenheit.

Ein niedergelassener Schweizer sagte uns einmal: „Jeder fremde Ankömmling hält es hier kaum aus . . . und wenn er einmal ein Jahr lang da ist — dann will er nicht mehr fort oder kommt immer wieder gerne zurück! . . . Und heute habe ich wirklich auch fast so eine Art leises Heimweh oder — Fernweh nach dieser Riesenstadt mit ihrer ruhigen Selbstverständlichkeit.“

Ist es nicht sonderbar, daß auf diesem unbehaglichen, fast rauhen Fleck Erde an der rauchgeschwärzten Themsemündung die einflußreichste aller Weltstädte erstehen mußte — daß gerade hier am meisten Menschen beisammenwohnen, um durch ihren Fleiß und ihre hartnäckige Tüchtigkeit all die andern zu beherrschen



Britisches Museum in London.

— besonders jene in den Paradiesen der Sonne, „in den Ländern, wo Milch und Honig fließt“?

Nein — sie braucht keine Reklame, diese Stadt. Sie prunkt nicht mit ihrer Größe, Bedeu-

tung, ihrem Reichtum, ihren Gehenswürdigkeiten. Sie will nicht scheinen — weil dort überhaupt kaum die Sonne scheint. Sie braucht das alles nicht: sie ist groß.

M. Sch.

Englisches Highlife im 18. Jahrhundert.

Von Gertrude Arez.

Während man noch im 17. Jahrhundert im englischen Gesellschaftsleben viel ungezügelte Roheit und absolute Misachtung der Männer gegen die Frau beobachten konnte, räumte das 18. Jahrhundert auch in England nach französischem Muster mit aller Brutalität in den Sitten der Salons, wo Frauen heimisch waren, auf. Es war der Beginn jener Achtung und Ritterlichkeit den Frauen gegenüber, die auch heute noch in England so wohltun. Gleichzeitig mit der französischen Grazie kam allerdings auch eine gewisse Sittenverderbnis in die hohe Gesellschaft über den Kanal. Besonders der Hochadel griff sofort das galante Leben seiner Gesinnungsgenossen und Gesellschaftskreise in Frankreich auf. In London gab es zu jener Zeit die aufsehenerregendsten Skandalaffären nachstanden. Die an Abenteuern reichen Lebensgeschichten Lady Gravens, Lady Sarah Bunburys, Lady Worselys, Lord Frederic Baltimores, der mit nicht weniger als

acht Frauen in der Welt herumreiste, und Lord Thrawley, der in London mit drei Frauen lebte, beweisen es zur Genüge.

In London wie in Paris übte die Frau des 18. Jahrhunderts eine ungeheure Macht auf den Mann aus. Ihre exquisite Schönheit, wie sie uns Reynolds, Gainsborough, Romney und andere überliefernten, prädestinierte die Engländerin geradezu zu einer solchen Herrschaft. Wer könnte eine Herzogin von Devonshire, eine Mrs. Siddons, eine Lady Ginharn, eine Mrs. Robinson oder eine Lady Hamilton vergessen? Diese Frauen verkörperten entweder das englische Schönheitsideal oder sie waren die typischsten Vertreterinnen englischer Vornehmheit und englischen Geschmacks. Ob hoch oder niedrig, stets besitzt die englische Frau die Sicherheit des Auftretens einer Dame. Ihre angeborene Ungezwungenheit in Haltung und Bewegung, ihr Talent, besonders am Abend in einem Salon wundervoll in die Erscheinung zu treten, machten